



“Ihr fehlt mir!!!”

ist der Titel der Fotodokumentation über die zwei Lockdowns in Karlsruhe, die vom 10. bis 21. Januar 2022 im Foyer des Regierungspräsidium Karlsruhe, in der Karl-Friedrich-Strasse 17, als Ausstellung präsentiert wird.

Der Fotograf Gustavo Alàbiso hat 14 Monate lang die Folgen und Auswirkungen der Corona-Pandemie in der badischen Metropole dokumentiert und einige Schwerpunktthemen vertieft. Beim ersten Lockdown im Frühjahr 2020 waren es die “Leeren Räume”; Ende 2020, Anfang 2021, dann die Themen Bildung, Gesundheit und Kultur.

Aus dieser lokal angesiedelten, aber thematisch umfangreichen Dokumentation, hat Gustavo Alàbiso, zusammen mit dem Journalisten Stefan Jehle, fünf beispielhafte Geschichten aufgegriffen um sie in Wort und Bild, in den nächsten Wochen, zu präsentieren.

Die zweite Geschichte trägt den Titel:

„Alltag in einer Corona-Intensivstation: Selbst die Arbeit in Infektions-Schutzkleidung wirkt wie eine „Einzelhaft“ – Pfleger und Patienten müssen sich in der strengen Isolierung dem gemeinsamem Los stellen“

Karlsruhe, den 9. Dezember 2021



Alltag in einer Corona-Intensivstation:

Selbst die Arbeit in Infektions-Schutzkleidung wirkt wie eine „Einzelhaft“ – Pfleger und Patienten müssen sich in der strengen Isolierung dem gemeinsamen Los stellen

Margit Lang-Renner ist als Krankenschwester seit 30 Jahren in der Intensivpflege tätig. Die 60 Prozent-Anstellung macht es ihr möglich sich Freude an der Arbeit zu erhalten

Von Stefan Jehle

Die Corona-Pandemie legte einige tiefliegende Probleme unserer Gesellschaft offen, wie mit einem Brennglas blicken wir inzwischen auf die Situation der Intensivmedizin in den Krankenhäusern. Die Personalsituation dort ist schon lange „auf Kante genäht“. Pflege – im Sinne persönlicher, emotionaler und seelischer Betreuung – fällt oft dem Zeitbudget zum Opfer. Margit Lang-Renner ist seit rund 30 Jahren in der Intensivpflege tätig. Ihr Arbeitsalltag geht dabei oft an die Grenzen der Belastbarkeit; in der Pandemiezeit mit ihren Auswirkungen noch weit mehr als zuvor.

Sie sehen dann nur unsere Augen, nicht

mal eine Mimik

Im ersten Lockdown standen Menschen vor Kliniken und auf Balkonen, und klatschten oft minutenlang, um Ärzten und Pflegern „Danke“ zu sagen. Es sollte die Anerkennung ausdrücken. Geändert hat sich an der Arbeitssituation dagegen wenig. Tausende der Intensivpflegerinnen und -pfleger haben nach 18 Monaten Pandemie den Arbeitsplatz quittiert, weil für sie die Belastung zu groß wurde. Das einstige Klatschen, das schon länger nicht mehr wahrzunehmen ist, erscheint für viele der Betroffenen heute – als eine rein symbolische Geste – fast etwas befremdlich. Es wirkte wie eine Art Freikauf.

Margit Lang-Renner kennt die Bedingungen und alle Facetten des Pflegeberufs in- und auswendig. Mit 17 Jahren entschied sich die Frau aus der Südpfalz für die Ausbildung als Krankenschwester – wie es damals noch hieß. Längst sind daraus die heutigen „Gesundheitspfleger“ geworden. Lang-Renner ist da rein gewachsen. Nach ersten Berufsjahren auf der linksrheinischen Seite, wechselte sie nach Karlsruhe, zunächst in die Chirurgie. Mit einer 2-jährigen Zusatz-Fachausbildung für Intensiv- und Anästhesie-Medizin arbeitet sie im Städtischen Klinikum. „Es war die richtige Entscheidung“, resümiert sie. Doch die Arbeit Tag für Tag sei „oft sehr kräftezehrend“. Sie beschreibt es in einem knappen Satz: „Zu viel Arbeit wird auf zu wenigen Schultern verteilt.“

„Die ganze Zeit die Arbeit in Vollmontur“

Lang-Renner hat da schon viele kommen und gehen sehen. In der Regel entscheiden junge Kollegen/innen nach fünf oder sechs Berufsjahren, ob sie bleiben oder gehen. Ihr eigener Wunsch wäre, sagt sie, „das bis zur Rente durchhalten zu können“. Doch da ist die tägliche Belastung, auch wenig familienfreundliche Arbeit in Wechselschicht. Selbst für sie persönlich, die seit einigen Jahren meist die ganze Woche am Stück arbeitet – und dann gleich lang frei hat,

sagt Lang-Renner, sei die Arbeitslast mit Corona weiter gestiegen. Äußeres Zeichen: „Die ganze Zeit die Arbeit in Vollmontur“. Zehn Stunden am Stück verbringt sie auf der Intensiv-Station in einem isolierten Bereich mit Maske, Brille, Handschuhen und der dazu gehörenden Schutzkleidung.

Für die Foto-Dokumentation „Ihr fehlt mir!!!“, in der Folgen und Auswirkungen der Corona-Pandemie dokumentiert sind, ließ sie sich nach einer Schicht frühmorgens ablichten. Einige der Porträts von ihr und anderen Kollegen/innen wurden später auf einem Intensiv-Pflegetag gezeigt. „Das Bild spiegelt, wie es uns geht“, gab ihr eine Kollegin als Feedback zurück. Müde im Gesichtsausdruck, erschöpft, Druckspuren der Maske. Die Fotos, von ihr und den Kollegen während der Arbeit im Isolierbereich – in der Schutzkleidung und den medizinischen Geräten drum herum, zeigen auch, wie fremd sich Pfleger und Patienten da fühlen müssen: im gemeinsamen Los vereint.

Bei alledem hat sich die Intensivpflegerin Margit Lang-Renner, die seit 40 Jahren mit beiden Beinen fest im Beruf steht, all ihre Empathie behalten. „Die Wachpatienten auf der Station müssen sich fühlen wie in Einzelhaft“, nennt sie einen der Punkte, der auch für sie belastend wirkt. Die Patienten dürfen nicht raus aus dem Zimmer.

Ihnen bleibt nur, den lieben langen Tag lang an die Decke zu starren; und das oft gleich für mehrere Wochen. Sie spüre, sagt Lang-Renner, wie diese sich regelrecht „an uns klammern“. Die Erkrankten vereinsamen dabei zusehends. Bedrückend sei für die Pfleger auch, bei den Tücken der Covid-Symptome, dass der Zustand der im Bett liegenden „schnell kippen und sich dramatisch verschlechtern kann“. Wenn es einem Patienten tagsüber noch gut ging, ist es nicht selten, dass die Situation umschlägt und der Patient zur ECMO-Behandlung (Herz-Lungen-Maschine) verlegt werden muss.

„Für die Pflege haben wir einfach zu wenig Zeit“

Für den betreuten Erkrankten oder die Erkrankte erscheint es dabei auch höchst unwirklich, wenn der zuständige Pfleger – als die einzige Person, die ihm tagsüber begegnet – ihm oder ihr immer nur mit Maske, Brille und Infektionsschutzkleidung gegenüber trete, beschreibt es Lang-Renner. „Sie sehen dann nur unsere Augen, nicht mal eine Mimik“. Das wirke deprimierend, für beide Seiten. Der Covid-Bereich ist ein hermetisch abgeriegelter Bereich. Betreten werden kann er auch von den Pflegern nur durch eine Schleuse. Das Trinken oder der Toilettengang wird dabei zweitrangig. Eine

halbe Stunde beträgt die offizielle Pausenzeit, bei der man dann mal kurz raus kommt aus dem Isolierbereich. Davon abgesehen, erläutert Lang-Renner, „sind wir da drin“. Durch die Pandemie gibt es ein striktes Besuchsverbot für Angehörige. Erst kurz vor dem erwartbaren Eintreten des Todes darf ein direkter Angehöriger Abschied nehmen. Das ist für die Angehörigen sehr belastend – aber auch für die Pflegenden. Inzwischen veränderte sich auch das Klientel der Patienten. „Das Klientel wird schwieriger“, sagt die Pflegefachkraft. In der ersten Phase der Pandemie konnte man sich noch nicht impfen lassen – jetzt, nachdem jeder die Möglichkeit einer Impfung hätte, sind annähernd 90 Prozent der auf Intensiv landenden Patienten ungeimpft. Oft braucht es Überzeugungsarbeit und Diskussionen um die dort gebotene Hilfe anzunehmen. Wie sensibel und gleichzeitig fordernd diese Arbeit ist, etwa beim waschen – oder drehen der Patienten: auch das zeigen die Bilder der Fotodokumentation des Fotografen Gustavo Alàbiso. Im Moment hat das Städtische Klinikum Karlsruhe 15 Plätze für Covid-Intensivpatienten, Lang-Renner arbeitet in der Schicht in einem Trakt mit vier Betten – zusammen mit einer Kollegin. Die Klinik tue viel dafür, dass „wir die Arbeit stemmen können“, versichert sie. Die Schichten werden dabei





in persönlicher Absprache verteilt. „Niemand ist interessiert, dass ein Kollege, eine Kollegin, nur im Covid-Bereich arbeitet“. Und doch droht stets jedem der Pflegerinnen und Pfleger auch der persönliche Gang bis an die Belastungsgrenze.

Gerne würde die mitfühlende Margit Lang-Renner mehr an Zuwendung geben, den Erkrankten auch Mut zusprechen. „Dafür aber ist schlicht das Personal nicht da“, sagt sie. Die Form der Isolation sei dabei für das Pflegepersonal was völlig neues – und belastend gleichermaßen. „Wir sind ganz nah dran am Patienten und seinem familiären Umfeld, kennen die Geschichten und Schicksale“, spricht sie aus Erfahrung. Nicht so auf der Covid-Intensivstation. Da bleibe man, wenn man beistehen, und auch den Angehörigen Unterstützung geben wolle, „oft einfach nur hilflos“.

Aus dem Alltag auf der abgeriegelten Covid-Station sind ihr zwei Fälle besonders in Erinnerung geblieben und persönlich nahegegangen. Da war ein junger Mann, Vater von drei kleinen Kindern, der fast drei Wochen in ihrem Bereich lag. Der sagte ihr einmal, er „habe einen guten Tag gehabt“. Nachts, nach ihrer eigenen Schicht, verschlechterte sich der Zustand dramatisch, so dass eine Verlegung zur ECMO- Behandlung (Herz-Lungen-Maschine) notwendig wurde. Den

Rückfall habe er gerade eben mal so überlebt. Durch die Angehörigen, die sich später bei ihr meldeten, weiß sie, dass er inzwischen auf dem Weg der Besserung ist. Eine ältere Frau, von der sie erzählt, wollte sich derweil nicht impfen lassen. Sie kam mit einer Corona-Infektion ins Klinikum. Nach sehr hoher Sauerstoffgabe und einer schlechten Nacht, stand die Frage einer Beatmung im Raum und doch lehnte sie dies ab. Sie wollte nicht beatmet werden, so wie sie zuvor die Impfung abgelehnt hatte. Für diese Entscheidung zollt ihr Lang-Renner dabei „meinen allerhöchsten Respekt“. Die betagte Frau hatte sehendes Auges die Gefahren des Virus unterschätzt – und war daran gestorben.

„Die Leute glauben einfach nicht, was sie nicht sehen“, sagt die Intensivpflegerin da leicht resigniert. Trotz all der Herausforderungen, die sie tagein, tagaus – und besonders in der Zeit der Corona-Pandemie erlebt, will die inzwischen 57-jährige „arbeiten so lange sie Spaß dran hat“. Auch mit des ganzen Hintergrundwissen, dass „die Personalsituation schon annähernd 30 Jahre lang ein riesen Problem darstellt“. Auf der Prioritätenliste sei die Pflege, so resümiert sie, „schon recht tief angesiedelt, das Kerngeschäft komme zu kurz“. Dies wohl auch wegen der fehlenden Kapazitäten.

Für sie persönlich gehört die Betreuung der Patienten medizinisch wie auch pflegerisch dazu, der persönliche Kontakt zum Patienten, als auch zu den Angehörigen, das Gespräch und auch die Vermittlung von Zuversicht. Selbst das Waschen sei „ein ganz wichtiger Teil“, doch dafür müsste man sich schon fast Zeit freischaufeln. Margit Lang-Renner wiederholt es mit anderen Worten: „Für die Pflege haben wir

einfach zu wenig Zeit“. Mit den Abstrichen beim Gehalt, die sie für sich selbst in Kauf nahm, und der seit einigen Jahren ausgeübten Teilzeitstelle sorgt sie wenigstens für die eigene Person vor. So dass sie gesund und zufrieden bleiben – und, wie sie es nennt „sich die Freude an der Arbeit erhalten kann“.



Ein Besonderer Dank

geht an die Sponsoren der Ausstellung: Citydruck, MVZ Labor Volkmann, Pro Liberis, MedPe, die Evangelische Kirche in Karlsruhe, Stadtjugendausschuss; und dem Gastgeber: dem Regierungspräsidium Karlsruhe.

Danke auch an das Programm „Neu Start Kultur“, von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien und dem Bildkunst Kulturwerk.

Danke an die vielen Personen und Kooperationspartner die diese

Fotodokumentation überhaupt möglich gemacht haben.

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieses PDF darf ohne vorherige schriftliche Zustimmung der Autoren in irgendeiner Form wie Druck, Fotokopie oder einem anderen Verfahren reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme vervielfältigt oder verbreitet werden.